SLUB
Wir führen Wissen.
Heimatmuseum der Stadt Wilsdruff
WILSDRUFF

Einst und Jetzt

Das deutsche Mädchen.

Wenn wir einen Blick auf die weibliche Erziehung der vorchristlichen Zeit und des Mittelalters werfen, dann können wir mit Freuden die Fortschritte konstatieren, die in dieser Beziehung gemacht wurden. Auch bezüglich der Anschauung, welche das Volk früher vom weiblichen Wesen besaß, haben wir einen Fortschritt zu verzeichnen. Wenn auch dem Germanen die Frau höher stand als anderen Völkern, so galt ihm doch der Knabe mehr als das Mädchen. Fehlten die Mittel zur Erhaltung, so setzte er eher die Tochter als den Sohn aus. Auch körperliche Gebrechen der ersteren bestimmten ihn dazu; sonderbarerweise auch allzu große äußere Vorzüge. War ein Mädchen zu schön, so wurden Eltern und Wärterinnen bange, ein Dämon könne sich in ihm bergen. Auch der glücklichste Vater unterwarf sich dem Ausspruch der Norne, welche des Mädchens Tod als einzige Rettung im Namen der Gottheit forderte. Viel schwerer entschloß man sich, einen Sohn zu opfern. Jede Mutter nährte damals ihr Kind selbst, erst im 6. Jahrhundert gab es hier und da eine reiche Angelsächsin, die eine Amme nahm. Der Taufe entwuchs ein uraltheidnischer Brauch, nach welchem man das Kind bei Anwesenheit mehrerer Männer und Frauen mit Wasser übergoß und ihm den Namen gab. Letzteres mußte der Vornehmste in der Versammlung tun. Ihm lag es auch ob, dem Kinde ein Geschenk zu geben. Auch beim ersten Bade gab es damals schon ein Geschenk; eine Sitte, die sich bis heute erhalten hat. Die ersten Jahre blieb das Kind unter der Obhut der Mutter. Die kleinen Mädchen hantierten damals schon wie heute mit Puppen und fertigten Kleider für diese. Der Falke wie der Hund — auch Affen und Vögel — waren beliebtes Spielzeug und Unterhaltungsmittel der Mädchen. Nachdem die Mädchen der Kinderstube entwachsen, wurden sie der Obhut einer „Meisterin", auch Zuchtmeisterin genannt, übergeben. Diese unterwies sie in weiblichen Arbeiten, in der Anstandslehre und in der Musik; auch mußte sie ihre Pfleglinge überall begleiten und überwachen. Nachdem Bonifazius das deutsche Kloster zu Bischofheim an der Tauber gegründet hatte, kam die Sitte auf, die Töchter in Klosterschulen zu schicken. Hier und da wurden die Brüder auch in solche Obhut getan. Doch meist fanden die Germanen für ihre Knaben die Wissenschaft überflüssig, Waffenkunde und Ritterkünste nützlicher. Sehr streng waren die Regeln für den Verkehr der beiden Geschlechter, — die Ordnungen der sogenannten „Moralität". Wie man ging und wie man stand, wie man sich verneigte, schwieg oder redete, — alles war genau festgesetzt. Ein jedes Mädchen mußte vor allem gründlich Bescheid wissen in weiblichen Fertigkeiten, mußte spinnen und weben, sticken und schneidern können. Auch vornehme, reiche Mädchen übten sich früh im Sticken und Wirken.

Bunte Geschichten

Der Rekord eines Diebes.

Vor kurzem wurde in Paris ein deutscher Einbrecher verhaftet, der auch dort abgeurteilt werden sollte. Der Gedanke aber, daß er wegen des zuletzt von ihm begangenen und von der Polizei entdeckten Diebstahls mehrere Jahre in etwa Pariser Strafanstalt werde verbringen müssen, hat den Verbrecher mit solchem Entsetzen erfüllt, daß er sich vornahm, alle von ihm begangenen Diebstähle sozusagen im Rausch zu gestehen: er war nämlich der Meinung, daß er dann sicher zur Deportation nach Guayana verurteilt werden würde, und von Guayana, so hoffte er, würde er leicht wieder entweichen können. Er „rekonstruierte" daher alle seine Taten bis in die geringsten Einzelheiten, und die Polizei konnte feststellen, daß alle seine Angaben richtig waren. Danach hat er innerhalb eines Jahres 206 Einbruchsdiebstähle begangen, und die Beute, die er heimbrachte, belief sich auf 990 goldene und silberne Uhren, 1500 Ohrringe, 282 silberne Bestecke, 32 kunstvoll gearbeitete Gaslampen, 880 Krawattennadeln und 93 Medaillons. Er verkaufte das alles zu recht zivilen Preisen und hatte trotzdem noch einen Erlös von etwa 20 000 Frank, ganz abgesehen von einer annähernd ebenso großen Summe, die er in den Wohnungen, welche er mit seinem Besuche beglückte, in barem Gelde vorgefunden hatte.

Devise einer Fürstin.

Die Tochter des Kurfürsten Joachim Friedrich von Brandenburg, Barbara Sophia, pflegte, so oft sie ihren Namen schrieb, die Buchstaben hinzuzusetzen: M. B. S. J. C. A. Vielfach glaubte man hieraus ihre Verehrung für die Musik entnehmen zu können. Als die Fürstin jedoch im Jahre 1634 die Augen für immer schloß, erfah man aus ihren Papieren die wahre Deutung: „Mein Vertrauen stehet in Christo allein."

Schlagfertige Antwort.

König Heinrich IV. von Frankreich fragte einst einen Mann, der weißes Haar und einen schwarzen Bart hatte: „Sagen Sie mal, wie kommt denn das? Sie haben noch einen wunderschönen schwarzen Bart, dagegen schneeweißes Haar." Schnell gefaßt entgegnete der Gefragte: „Ist das wirklich so wunderbar, Majestät? Das Haar ist doch mindestens 20 Jahre älter als der Bart."

Poesie-Album

Stille Heimat.

Ich lag an deiner Mutterbrust,
Dein Pflegekind, Natur,
Das Blumenbeet war meine Lust,
Und meine Welt die Flur.

Wohin, wohin, mein Paradies?
Wo find' ich wieder dich?
Seit ich das Friedenstal verließ,
Verließ der Segen mich.

Ich schweife rastlos durch die Welt
Und sehne mich zurück;
Die Welt hat manches, das gefällt,
Doch fremd ist ihr das Glück!

Schmidt von Lübeck.

Am Toilettentisch

Das Haarschneiden.

Beim Ausfallen und Dünnerwerden des Haares hört man oft den Rat, daß die Spitzen beschnitten werden müssen. Es ist aber ein Irrtum, anzunehmen, daß durch die gesteigerte Tätigkeit der lebendigen Papillen die übrigen abgestorbenen zum Leben erweckt werden können. Eine vorübergehende kosmetische Hilfe bietet das Abschneiden der Haare an den Spitzen, wenn die letzteren gespalten sind oder ergrauen. — Im übrigen lasse man das Schneiden des Haares nur dann vornehmen, wenn dasselbe zu lang geworden ist und sich — was namentlich bei krausem Haar leicht geschieht — beim Kämmen verfitzt. Zu kurz schneiden tut nicht gut: die ihres natürlichen Schutzes beraubte Kopfhaut wird gegen Erkältungen sehr empfindlich.

Sonnverbrannte Haut.

Die erste warme Sonne ist der Gesundheit Freund, aber ein Feind der zarten Haut. Hat man einige Tage sein Gesicht den warmen Strahlen ausgesetzt, so erscheint es bald im schönsten Rotbraun. Und nicht zu jedem Gesicht paßt diese Farbe. Daher muß ein Mittel herhalten, um den Teint zu schützen resp. um ihm seine frühere Farbe zurückzugeben. Man nimmt reichlich eine Handvoll Petersiliengrün, wiegt es mit dem Wiegemesser und gießt nun, wenn möglich, Regenwasser darüber, läßt das 24 Stunden stehen, seiht die Petersilie ab und benützt das Wasser des Morgens als Waschwasser. Einige Male wiederholt, wird man guten Erfolg davon haben.

Aus fernen Zonen

Die Bantuvölker.

Ungefähr 42 Volksstämme, die am Oberlauf des Sambesi wohnen, gehören zur Banturasse. Viele dieser Stämme unterscheiden sich voneinander durch verschiedenartige Tätowierungen im Gesicht und am Körper, dann aber auch durch ihre Haartrachten. Bei den Maschikolumbo z. B. trägt der Mann eine spitz zulaufende hohe Frisur, die viel bewundert wird; außerdem fehlen ihm vier Vorderzähne im Oberkiefer. Jeder junge Mann muß sich diese vier Zähne entfernen lassen, wenn er zur guten Gesellschaft gehören will, besonders aber, wenn er sich zu verheiraten gedenkt. Die Ärzte der Eingeborenen wenden, wenn sie eine Krankheit aus dem Körper treiben wollen, gewöhnlich äußere Mittel an, als da sind: Einschnitte, Einreibungen, Salben, Schröpfköpfe usw.; im übrigen haben sie Medizinen für alle vorkommenden Fälle. Bis in die allerjüngste Zeit spielte unter diesen wilden Völkerschaften der Aberglaube in den abscheulichsten Formen eine große Rolle: so wurden z. B. Zwillinge als Mißbildungen betrachtet und bald nach der Geburt getötet; ebenso verfuhr man mit den Kindern, die bald, also etwa ein Jahr, nach einem anderen Kinde geboren wurden, da nach der Landessitte zwischen der Geburt zweier Geschwister wenigstens drei Jahre liegen mußten.

Gemästete Frauen.

An den Höfen von Uganda und Unjoro gilt es als feine Sitte und königlicher Glanz, gemästete Frauen zu haben, welche die höchste Fettleibigkeit erreichen. Ein solcher Luxus wird als Zeichen des Reichtums und ungewöhnlicher Feinheit angesehen, und man beneidet den königlichen Gatten ob eines so herrlichen und hervorragenden Besitzes. Diese eigenartige Fettleibigkeit wird durch eine besondere Ernährung erzielt, die gleichmäßig und einförmig nach Zeit und Umfang geboten wird. Sie geht schließlich so weit, daß die Person ihre Beine nicht mehr gebrauchen, sondern nur kriechend, und dies mit Schwierigkeit, fortkommen kann. Beteiligt sich der König von Unjoro an einem Karawanenzug von einer Residenz in die andere, so harrt das Volk dicht an den Toren des Palastes, und beim Anblick der Sänfte hallt ein Ruf des Erstaunens und der Bewunderung aus aller Munde. Auf dieser Sänfte, von vier kräftigen Männern getragen, wird ein Weib von kolossalen Formen über die Schwelle des Palastes getragen; es ist eine von den gemästeten Frauen des Königs.

Wochenblatt für Wilsdruff

und Umgegend.

Amtsblatt

für die Königl. Amtshauptmannschaft Meißen, für das Königl. Amtsgericht und den Stadtrat zu Wilsdruff sowie für das Königl. Forstrentamt zu Tharandt.

Erscheint wöchentlich dreimal und zwar Dienstags, Donnerstags und Sonnabends. Inserate werden täglich entgegen, bis mittags 11 Uhr angenommen.

Bezugspreis in der Stadt vierteljährlich 1.40 Mk. frei ins Haus, abgeholt von der Expedition 1.20 Mk., durch die Post und unsere Landbriefträger bezogen 1.54 Mk.

Inseratenpreis 15 Pfg. aus Amtshauptmannschaft Meißen, außerhalb des Amtshauptmannschaftsbezirks 20 Pfg. Schluß der Anzeigenannahme am Erscheinungstage mittags 11 Uhr. Bei Wiederholungen entsprechender Rabatt, der auch gewährt wird, wenn der Betrag durch Klage eingezogen werden muß oder der Auftraggeber in Konkurs gerät. Anzeigen-Annahme-Stellen: Amtsblatt Wilsdruff, Dresdner Str. 4. — Telephon-Anschluß: Amtsblatt Wilsdruff.

Nr. 87 | Verantwortlich für Redaktion, Druck und Verlag: Arthur Zschunke in Wilsdruff | 1912

Spät gefunden

Roman von Johanna Schjörring.

(11. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Frau Hilmar und Sophus saßen beisammen und führten eine traulische Unterhaltung.

Auf ihren brennenden Wunsch hatte er sich entschlossen, sich hier daheim um ein Amt zu bewerben. Er war im Ministerium gewesen und hatte halb und halb ein Amt auf Seeland versprochen erhalten.

Frau Hilmar wollte jedoch nichts davon hören, als er ihr den Vorschlag machte, bei ihm zu wohnen.

„Nein, mein lieber Sophus! Ich werde dich recht oft besuchen; aber als Hausmutter zu dir ziehen, nein! nein! Ich hoffe dich bald mit einer tüchtigen Frau verbunden zu sehen, und dann wird es mich doppelt freuen, dich zu besuchen. Ein Pastor sollte lieber verheiratet sein."

„Ich habe so ziemlich eine gegenteilige Ansicht. Ein Pastor sollte besser sich so viel als möglich Zwang antun, damit er nicht seinen Beruf über seinen eigenen Glück vergißt, und — wenn er in seinem Amt recht aufgeht, so vernachlässigt er wohl darüber sein eigenes Glück."

„Ich meine doch, du könntest eine Lehre aus dem Beispiel deines Vaters ziehen, er vernachlässigte niemand und zog weder den einen noch den andern Teil vor."

„Die Zeiten sind jetzt schlimmer, Mutter!"

„Du! Diese ewigen Zeiten! Man möchte sich beinahe einbilden, daß die lebenden Menschen eine ganz andere Rasse sind als früher und auf allen Gebieten einen Kopf höher als alle vorausgegangenen Geschlechter! — Ich möchte fast der gegenteiligen Ansicht huldigen. Mit bezug auf Erfindungen und raffinierte Lebensweise steht die Zeit hoch; aber besser sind die Menschen jedenfalls nicht geworden."

„In religiöser Hinsicht kaum, und doch darf man nicht vergessen, daß neben dem offenbaren Unglauben eine Schar — ich möchte fast sagen, auf Tod und Leben — arbeitet", antwortete Sophus ruhig.

Er liebte es nicht, Heftigkeit auf diesem Gebiet hervorrufen, am wenigsten bei seiner etwas hitzigen Mutter.

Der Postbote brachte Frau Hilmar einen Brief. Er war von Iris und enthielt nur die Worte:

Liebe Frau Hilmar!

Ich komme morgen abend mit dem Zehnuhrzug, um dem Begräbnis meines Vaters beizuwohnen; mein bester Trost aber ist — das hoffe ich — daß ich Sie besuchen darf.

Ihre ergebene Iris.

„Gut, daß Hermann in Jütland ist", sagte Sophus, als sie den Brief laut vorgelesen hatte.

„Ja, Gott sei Dank!"

Wenige Minuten später klingelte es an Frau Hilmars Tür. Sophus öffnete und herein stürmte Hermann, eben vom Zug gekommen.

* * *

„Hast du — hast du Iris in den letzten Jahren gesehen?"

Die Brüder waren allein auf einem Hotelzimmer, wohin Sophus Hermann begleitet hatte, weil er nicht am späten Abend seiner Mutter mit der Bitte um Nachtlager lästig fallen wollte.

Als er diese Frage stellte, ging er hastig im Zimmer hin und her.

Sophus erkannte sofort aus seinem rastlosen Wesen, und besonders aus der Stimme, die unruhig und abgebrochen klang, daß er nun zum Kern, wahrscheinlich der eigentlichen Ursache seines unerwarteten Erscheinens gekommen war.

„Wie hätte ich sie sehen sollen, wenn sie in der Schweiz war und ich in Amerika?"

„Warum kommt sie denn gerade jetzt? Ja so, das ist wahr, ihr Vater ist gestorben — das berührt sie übrigens nicht weiter."

„O, vermutlich doch — teilweise wenigstens", antwortete Sophus.

„Weißt du das vielleicht besser?" fragte der andere plötzlich, blieb vor dem Bruder stehen und sah ihn mit einem Paar stark fragenden Augen an.

„Meine Antwort auf deine vorige Frage kann ja auch auf diese passen."

Sophus legte die Hand auf seine Schulter und sagte eindringlich: „Haben diese Jahre dich noch nicht kuriert, lieber Bruder, ich hoffte sicher, daß du geheilt wärest."

„Geheilt, geheilt! Was meinst du damit? Glaubst du, ich sei krank, vielleicht verrückt? Nein, Freundchen!"

„Ich bin tief darüber betrübt, dich so und besonders zu mir sprechen zu hören."

„Zu dir! Ja, zum T . . . mit wem sollte ich über meine Privatangelegenheiten sprechen, als mit den Meinigen — überdies!"

Er rannte wieder in großer Aufregung im Zimmer auf und ab.

Er ist krank! dachte Sophus, so ist er früher nie gewesen, und in seinem Innern tauchte wieder der alte Groll gegen Iris auf. Sie war es doch, einzig und allein sie, die seinen Bruder zugrunde gerichtet und Leid über sie alle gebracht hatte. Und ihm graute bei dem Gedanken, was nun geschehen würde. Aber was konnte er ausrichten? Dieser Reizbarkeit stand er so merkwürdig ohnmächtig gegenüber.

„Überdies! Was meinst du noch mehr? Wir wollen lieber zu voller Klarheit und zum Verständnis kommen, wenn das möglich ist", sagte Sophus.

Er tat sich augenscheinlich Gewalt an, als er diesen Vorschlag machte.

„Welches Verständnis?" fragte Hermann plötzlich und stellte sich vor ihn auf. „Man könnte glauben, du hättest etwas Besonderes auf dem Gewissen."

„Es ist sehr schwierig, mit dir zu reden, Hermann, so reizbar bist du."

„Du willst mich wohl daran erinnern, wie du immer — soweit ich mich zurückerinnern kann — der Engel gewesen bist, der nie etwas Unrechtes tun konnte. Diese Zeiten sind nun vorüber! Ich habe genug darunter gelitten!"